

*Thea Herold*

Können wir hören, wenn „es“ soweit ist? Pünktlich zur Geburt werden uns die Sinne geschenkt. So Gott will hören wir uns selbst beim ersten Schrei. Wir können sofort Licht und Dunkel sehen. Wir tasten, schmecken und riechen. Wir orientieren uns in der Welt, fühlen uns geborgen und im rechten Moment, ganz ohne Uhr. Bis dahin, dass es soweit ist, dass wir die Zeiger verstehen, dass wir die Zahlen auf dem Zifferblatt ablesen können, dass wir auf der digitalen Anzeige Zahlen ablesen und mit ihnen eine vollkommen abstrakte Vorstellung von Zeit und Raum in unser Leben eintritt, bis dahin folgen wir ganz einfach den natürlichen Rhythmen und unserer eigenen Melodie.

Noch später, wenn wir die Uhr und ihren Kreislauf kennen, wird unser Erleben von Rhythmus und unsere eigenen -Weise, Zeit zu empfinden, zu einer der wichtigsten und individuellsten Geschichten unserer Biografie. Oft begleiten uns die frühen Gewohnheiten in Bezug auf Zeit – so wie zum Beispiel der Schlaf-Wach-Rhythmus, Essenspausen, Lieblingsstunden – durch das ganze Leben. Wir respektieren das zwar nicht immer. Immerhin richten wir uns – so gut es irgendwie geht – darauf ein, ob wir als Morgenmensch und „früher Vogel“ den Tag beginnen, oder doch mehr als Abendmensch ticken und lieber als „Nachteule“ leben.

Sobald unsere Zeiterfahrung zu wachsen beginnt, entdecken wir den Wunsch, Zeit h a b e n zu wollen. Und die Sehnsucht danach wächst, unsere Tage selbst zu dirigieren. Ebenso die Hoffnung, unsere Zeit autonom „planen“ zu können. Wir träumen davon, den Uhren nicht nur zu folgen, sondern die uns gegebene Zeit nach eigenem Willen zu füllen. So versuchen wir allmählich, die Textur der verschiedenen Chronosegmente des Lebens miteinander zu verbinden. Leider sind die Worte dafür oft nicht sehr hilfreich. Was unterscheidet „vorbei“ und „eben“ – „bald“ und „gleich“. Wie lange dauert „immer“? Oder wie weit ist Weihnachten?

Später beschreiben wir die Zeit lieber mit Zahlen, halten uns dafür das Zifferblatt rund um die Uhr vor die Augen. Vielleicht versuchen wir im jugendlichen Größenwahn, die Zeit für eine Weile glatt zu ignorieren. Ihr Diktat zu durchbrechen. Wir machen Nächte durch, verschlafen ganze Tage, kehren Vergangenheit und Zukunft den Rücken zu und rufen uns zu: Gestern und Morgen? Egal! Doch nach den Eskapaden kehren alle zum gültigen Zeitmaß zurück. Und selbst bei jenen, in denen das gesunde Gefühl für die Eigenzeit überlebt, nehmen die Konflikte zwischen biologischen Rhythmen, zwischen subjektiven Zeitgefühl und sozialer Zeiteinteilung im Laufe des Lebens nur selten ab. Sondern viel eher zu.

Diesem existentiellen Thema, unserem unausweichlichem Verstricktsein in ein komplexes und kompliziertes Raumzeitdiagramm, das sich um den Koordinatenursprung Gegenwart dreht, widmete sich William Engelen seit mehreren Jahren. Immer wieder neu verwandelte sich seine Fragen nach der Lebensrelation von Ort und Zeit in zu gestaltenden Arbeitsstoff. Sowohl im visuellen Bereich, wie auch im Bereich des Klanges. Bei der Suche nach Antworten stellte er sich nicht allein die Künstlerfrage: Wer bin ich? Sondern er fragte weiter: Wer und wo bin ich – hier und jetzt? Und was ist das, was ich mache? Und wie lange tue ich was? Wohin bringt mich der konkrete Tag? Und vor allem wollte er wissen: Und wie hört sich dieser Lebensrhythmus denn an?

Auch im Laufe seines Arbeitsaufenthaltes in Quebec/Kanada setzte er sich 2005 mit diesen Fragen auseinander und begann, ein penibles Stundenbuch zu führen. Das erste Schreib-Exerzitium über seinen biologischen Rhythmus dauerte dreiunddreißig Tage. Wissentlich oder intuitiv ging er dabei den Spuren alter Rituale nach, bei denen sich die Vorväter bewusst „Auszeiten“ vom Gewohnten gönnten. Das Mitschreiben des Tagesprotokolls wurde für William Engelen zu so einer Art von Grenzüberschreitung. Er hatte bis dahin noch nie im Leben so etwas Ähnliches wie Tagebuch geschrieben. Er kannte freilich sein Bedürfnis nach einem gewohnten und eingelebten Rhythmus. Nach dem Takt in einer maßvollen Abwechslung zwischen Arbeit und Ruhe, zwischen Geselligkeit und Eigenzeit. Nun schrieb er die konkrete Abfolge mit und sortierte sein Tun und Lassen in vier Kategorien. Er unterschied zwischen Schlafen, Essen,

Arbeiten und Freizeit. Wobei ihm die Kategorien schlüssig erschienen. Ihre konkrete Zuordnung dagegen war schon deshalb nicht so einfach, weil wir oft die alltäglichen Handlungen ganz fließend in einander übergehen lassen. Glasklar abrupte Übergänge finden daher kaum statt.

Stellen wir uns das Problem einfach so vor: Wenn ein Künstler beim Essen im Lokal mit Freunden am Tisch sitzt und über eine Kunstaussstellung spricht, was ist das dann? Freizeit, Essen oder Arbeit? William Engelen entschied sich in diesem Fall – das ist Essen. Außerdem schilderte er die Umstände und formulierte die konkreten Parameter des jeweiligen Tages: Wurde allein oder in Gesellschaft gegessen, war die Mahlzeit ruhig eingenommen worden oder musste man sie hastig verschlingen. Hat es gut geschmeckt, vielleicht sogar köstlich oder sollte man es schnell wieder vergessen und so gut es geht verdauen?

Als temporären Tagebuchschreiber in eigenem Auftrag verwunderte ihn die neue Erfahrung: Dass jeden Tag genau 24 Stunden lang „Zeit“ ganz natürlich einfach „d a i s t“. Aber das heißt noch lange nicht, dass wir sie auch beachten. Es heißt weder, dass wir den Gang der Dinge des konkreten Tage genau beobachten, noch dass wir ihn akkurat beschreiben könnten. Sämtliche Zeitbegriffe in Worten erschienen ihm ein vages und wechselndes Ergebnis intellektueller Vergleichsprozesse zu sein und so gesehen vor allem eine Verabredungssache. Also traf er nach Abschluss seiner Schreibtage die nächste, wieder eine Grenze überspringende Entscheidung: Jeder Stunde wollte er einem Zeitsegment von vier Sekunden zuordnen. Er fragmentierte nicht nur den Tagesablauf, sondern komprimierte ihn extrem im Dienste einer besseren Darstellbarkeit. Sowohl in einer Zeichnung, wie in einer Komposition. Acht Stunden Schlaf wurden daher schon etwas mehr als eine halbe Minute, zu einem Chronosegment, das er in spezielle „Notationen“ umwandelte, aneinanderreichte und allmählich zu einer chronologischen Komposition mit dem Titel „Verstrijken“ aufblühen ließ. Als Quintessenz seiner Aufzeichnungen ließ er den Strom der beschriebenen Zeit in 51 Minuten und 22 Sekunden verstreichen und abspielen und zu Tonmustern werden. Ein guter Monat Lebenszeit wurde in einer knappen Stunde neu erzählt, komprimiert und in Klangkunst verwandelt. In ein Solo für Violine.

Darin wurden Zeitläufe und Lebensrhythmus wesentlich deutlicher hörbar gemacht als im Alltag sonst üblich. Jeder Tag bekam dabei Stunde um Stunde ganz eigenen Klang. Der Bogen des Instruments modellierte die Tagesstruktur: Hier eine schöne helle Melodie, dort zottelte alles diffus im gewohnten Trott. Mal wurden die Töne unruhig, hektisch. Oder ein langer Quietscher folgte und darauf wieder kam nachtwärts gespielt ein langes Ziehen. Töne dunkelte sich ein. Es ging von hellem Dur hinunter in mollgestimmte Tiefen. Das außergewöhnliche Konzert für Solo-Violine wurde am 11. November 2005 aufgeführt und verlangte dem Interpreten Clemens Merkel vom Bozzini-Quartet aus Montreal eine wahre Höchstleistung ab. Aber es gelang. In größter Konzentration spielte der Solist die ungewöhnliche Partitur einer völlig neuartigen, biochronologischen Komposition. William Engelen's Lebensrhythmus, seine Tagetakte und Nachtschleifen, waren nicht nur zu einer Zeichnung auf Papier geworden, zu einer Lineatur „einmal rund um die Uhr“, geworden. Man konnte nun auch die Wechsel in den Stimmungslagen und den Rhythmus der Tagesabläufe hören. Stunde für Stunde im gleichen Takt. Und ebenso penibel genau auf die Minute. Das Verstreichen der Zeit wurde nicht in Worten, nicht in Zahlen, sondern in Tönen erzählt. Und die Uhr – allein sie – gab den Takt vor.

Zwei Jahre später kam es zur folgerichtigen Fortsetzung des künstlerischen Settings. Zurück in seiner Wahlheimat Berlin fragte William Engelen neun Musiker, ob sie für ihn eine Woche lang ein solches „Zeit-Protokoll“ mitschreiben möchten. Die Aufgabe klang ganz simpel: Jeder beschreibe seinen eigenen Zeitablauf. Jeder sollte sich wieder in den sehr klar unterscheidbaren Kategorien bewegen: Arbeiten, Essen, Schlafen, Reisen. Und die Freizeit, nicht zu vergessen. Man würde erst am Ende sehen, ob und wie weit sich die Abläufe der Tage zwischen den Musikern synchronisierten und wie deutlich man den Rhythmus dieser Tage hörbar machen könnte. Das war ein reizvolles und riskantes Experiment. Alles in allem mag es einer ephemeren Gruppen-Performance näher gewesen sein, als einem Konzeptkunstwerk mit streng kalkulierbarem Ausgang. Die Musiker sagten zu. Sie schrieben Tagebuch. Aber natürlich wurden die Ergebnisse der Wochenprotokolle so verschieden wie die Instrumente, die sie spielten. Wie hätte es auch anders sein können? Jeder sah auf seine Uhr. Jeder protokollierte so genau es ging, aber erlebte die Zeit nach eigenem Gefühl. Selbst die Startzeiten ihrer gemeinsamen Proben stimmten nur selten überein. Die Wahrnehmung von Zeit, der jeweilige Inhalt

und das Timbre des erlebten Geschehens, wurden so verschieden reflektiert wie zum Ausdruck gebracht. William Engelen bekam Niederschriften in epischer Länge und protokollähnliche Kurzberichte wie aus einem Versuchslabor. Je nach Naturell und Sensibilität waren die Berichte auch in Sachen in Klarheit und Akkuratessse höchst verschieden. Und doch wurden sie zur besten Arbeits-Grundlage für die neue Arbeit „Verstrijken voor Ensemble“, die im Museum Bojmans van Beuningen zum ersten Mal aufgeführt wurde.

Im Frühjahr 2008 gab es eine Aufführung dieser Arbeit in Berlin. Diesmal spielten nur drei Musiker eine intime, kleine Hausmusikversion. Die Instrumente wurden nicht im Museum gestimmt, auch nicht in einer speziellen Installation. Die Aufführung kam hautnah und eng an ihre Hörer und wurde im familiären Kontext einer Wohnung im Prenzlauer Berg aufgeführt. Die Violine war in der Küche zu hören. Die Klarinette klang aus dem Salon. Die Cellistin spielte in der Bibliothek. Auch wechselten die Musiker manchmal ihre Plätze. Selbstverständlich war das Publikum in Bewegung, wenige nur standen still. Man ging herum, wandelte durch die Räume, war einfach nicht fest platziert, sondern auf sachten Schritten unterwegs.

Obwohl es diesmal nur drei Musiker waren, die ihre Tagebücher nach den Partituren William Engelen interpretierten, gab es gute und klar hörbare Dissonanzen und ebenso überraschende Simultaneffekte. Widersprüchliche Harmonien charakterisierten zum Beispiel die Abschnitte am Vormittag, wenn sich die Musiker zur Probe trafen. Reiseabschnitte begannen im gleichen Moment, wurden aber völlig anders erlebt. Allegro, non troppo, legato. So hörte man bei den Essenszeiten vom Klarinettenisten ganz typische Zungen-Pizzicati oder Crescendi ansteigendens Vergnügens von hungrig zu satt. Mal klangen die Nächte unausgeschlafen. Oder halt eben wie hingenommen. Oder einfach gut. Oder sie waren sie freudig belebt, und es geschah mehr, als man zu träumen wagte. Oder die Melodienotation wiederholte eine Eintragung, die von Schlafstörungen und von schlechten Träumen tremolierend klagte.

In den farbigen Zeichnungen mit den zeitlichen Abfolgen waren die Tagebücher zu Notenblättern für die Aufführung transformiert. Noten im eigentlichen Sinne schreibt William Engelen in diesen Partituren zwar nicht. Aber seine kompositorischen Notizen sind überaus genau und präzise. Sowohl in Tonhöhe, Tonlänge, ob in Dur oder moll, mit Nachdruck auf die Sekunde genau oder mit Freiraum für Improvisation. Das alles steht drin. Es gibt ein Glossar, das die genauen Zeichen deutet, zuordnet und erklärt. Folgerichtig spielen die Musiker den Rhythmus und die Abfolge ihrer Tage ganz genau so, wie sie im Tagebuch den Gang der Dinge am Tage beschrieben. Jeder konzertiert seinen eigenen Takt und doch verbindet sich jeder Ton mit der Umgebung zu einem gemeinsamen Klang. Ein phantastisches Erlebnis, das uns dieser Zusammenklang bietet. Wie klingt es gegen 22.41 Uhr, wenn es im Tagebuch hieß „... der Tag klingt nun aus“. Energielos, unruhig oder zufrieden und erfüllt? Wie sollte man sich „satt“ hörbar vorstellen oder „lecker“. Welche Taktung bekommt der Kommentar „angeregte Gesellschaft“. Oder wie interpretiert ein Musiker, wenn er im Tagesablauf die Zuordnung eintrug „Auf Reisen – aber irgendwie unter Terminstress“? Genau das bekam man in „Verstrijken“ zu hören!

Der Forschungsansatz für diese ungewöhnliche Kompositionsmethode ging am Ende wunderbar auf. Dass beweisen ebenso die Aufführungen wie der Zeichnungen der Partituren. Der Erfolg liegt nicht zuletzt darin in den musikalischen Interpreten- und Performance-Qualitäten der Musiker begründen – und in der Inszenierung des Kunstwerkes, dank dem „Verstrijken“ uns als Zuhörern eine seltsame und überaus seltene Hörerfahrung verschafft.

Fragen wir uns an Ende, wie hörbar die Rhythmen unseres modernen Lebens harmonieren? Wie gut sich Zusammenleben anhören kann? Wie öde ein Nebeneinander? Wie aggressiv auch ein Gegeneinander? Das alles ist Klang und es lässt sich hören. Einmal mehr wird hörbar, wie rar die Harmonien sozialer Synchronität verteilt sind. Aus gutem Grund sitzen Fernsehzuschauer wie euphorisiert vor der Mattscheibe oder beim „public viewing“, wenn drei Viertel aller möglichen Fernsehzuschauer das gleiche Länderspiel im gleichen Moment mit gleicher Hingabe und ähnlichem Interesse am Spiel in einem Halbfinale erleben. Und wenn ein Tor fällt, stimmt sich jeder in einen Millionen-Jubel ein. Doch solche Momente sind die Ausnahme. Unsere alltägliche Erfahrung hört sich anders an. Viele sind persönlich isoliert, verloren im größten Gedränge, mitten in einer nach außen hypersimultan-vernetzten Gesellschaft. In der alles immer geht, mit allen und überall. So scheint es. Denn wir sind erreichbar, an fast

jedem Ort. Wir essen – nebenbei. Und schlafen – irgendwann. Man kann die Nacht zum Tag machen, sich global informieren, TV im Auto sehen, Computer mit Lifestream im Zug verfolgen, Radio bei Gehen hören, über Kontinente hinweg telefonieren, irgendwo am Wegrand unter freiem Himmel. Doch am Ende leiden wir am seelischen Jetlag. Jene Differenz aus einer virtuell informativen Übersättigung der Sinne und einem unstillbaren Erlebnishunger in Echtzeit und rasender Sehnsucht nach natürlichem Lebenstakt. William Engelen hat unseren Wunsch danach mit seiner chronologischen Komposition das „Hier und Jetzt“ als Wider-spiegelung wacher Gegenwart Gestalt annehmen lassen. Er hat die Zeit als bildender Künstler gezeichnet. Als Klangkünstler die Abläufe in Partitur übersetzt. Als Aktionskünstler die Handlung komprimiert und zur Aufführung gebracht. Und als Ensemblespieler die Gegenwart seiner Musiker zu einem großen gewaltigen gemeinsamen klang verschmelzen lassen. In aller Harmonie und mit allen Widersprüchen. Weil das Leben nun mal so tickt.